August Bebel.

„Aus meinem Leben.“

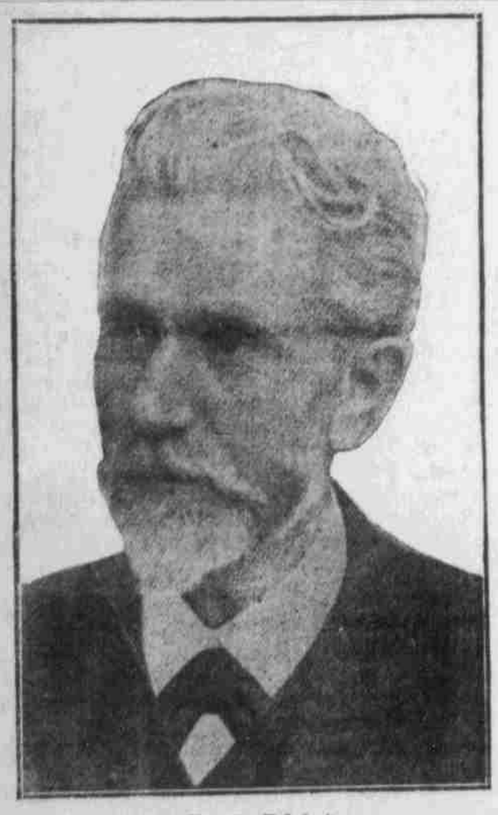
Der bekannte Führer der deutschen Sozialdemokratie, August Bebel, ist am letzten Mittwoch im Alter von 70 Jahren in Passug, im schweizerischen Kanton Graubünden, gestorben. Im Januar ist er aus Zürich, wo er seit 1891 in der persönlichen Umgebung des Mitbegründers der Partei, Wilhelm Liebknecht, gewohnt hatte, nach Passug gereist, um der Winterkälte zu entgehen. Bebel war aber nicht allein bekannt als Führer der Partei, als Führer der sozialdemokratischen Partei, er hat auch eine interessante parlamentarische Thätigkeit entfaltet und von ihrer Stärke Zeugniß abgelegt, u. a. „Die Frau und der Sozialismus“, „Aus meinem Leben“, eine ausführliche Darstellung seiner Gefängnißzeit, ferner „Der deutsche Reichstag“ u. a.

Im Nachfolgenden bringen wir ein Kapitel seiner Autobiographie, in dem Bebel's Anfänge als Mitglied der sozialdemokratischen Partei und seine Bemühungen, zur gesellschaftlichen Selbstständigkeit zu gelangen, in anschaulicher Weise geschildert werden.

* * *

Für einen Mann, der im öffentlichen Leben mit einer Welt von Gegnern im Kampfe liegt, ist es nicht gleichgültig, was Gottes Kind die Frau ist, die an seiner Seite steht. Je nachdem kann sie eine Stütze und eine Förderin seiner Bestrebungen oder ein Bleigewicht und ein Hemmnis für ihn sein. Ich bin glücklich, sagen zu können, die meine gehört zu der ersteren Klasse. Meine Frau ist die Tochter eines Bodenarbeiters an der Leipzig-Magdeburger Bahn, der schon gestorben war, als ich sie kennen lernte. Meine Braut war Arbeiterin in einem Leipziger Putzwarengeschäft. Wir verlobten uns im Herbst 1864, kurz vor dem Tode ihrer braven Mutter, und heiratheten im Frühjahr 1866. Ich habe meine Ehe nie zu bereuen gehabt. Eine liebevollere, hingebendere, allezeit opferbereitere Frau hätte ich nicht finden können. Leistete ich, was ich geleistet habe, so war dies in erster Linie nur durch ihre unermüdliche Pflege und Hilfsbereitschaft möglich. Und sie hat viele schwere Tage, Monate und Jahre zu durchkosten gehabt, bis ihr endlich die Sonne ruhigerer Zeiten schien.

Eine Quelle des Glücks und ein Trost in ihren schweren Stunden wurde ihr unsere im Januar 1869 geborene Tochter, mit deren Geburt ein amüsanter Vorgang verknüpft ist. Am Vormittag des betreffenden Tages saß ich in der Stube vor meinem Schreibtisch und wartete in großer Aufregung auf das erhoffte Ereigniß, als an die Thür geklopft wurde und auf meinen Hereinruf ein Herr in die Stube trat, der sich als Rechtsanwalt Albert Träger vorstellte. Trägers Name war mir bereits durch seine in der „Gartenlaube“ veröffentlichten Gedichte und seine öffentliche Thätigkeit bekannt. Nach unserer Begrüßung äußerte Träger verwundert: „Sie sind ja noch ein junger Mann, ich glaubte, Sie seien ein älterer, behäbiger Herr, der sein Geschäft an den Nagel gehangen hat und die Politik zu seinem Vergnügen treibt.“ Ich stand in der üblichen grünen Drechslerschürze vor ihm und antwortete lächelnd: „Wie Sie sehen, sind Sie im Irrthum!“ Wir unterhielten uns dann, bis ich in der Nebenstube den erwarteten Kinderschrei hörte. Jetzt gab's für mich kein Halten mehr. Mit wenigen Worten klärte ich Träger über die Situation auf, worauf er mir herzlich gratulirte und sich entfernte. Einige Jahre später wurden wir Kollegen im Deutschen Reichstag und blieben bis heute, trotz unserer prinzipiell verschiedenen Standpunkte, gute Freunde.



August Bebel. †

Meine Stellung in der Arbeiterbewegung, wie meine Verlobung ließen mir meine dauernde Niederlassung in Leipzig wünschbar erscheinen. Sachsen hatte zwar im Jahre 1863 die Gewerbefreiheit eingeführt, aber wer als „Ausländer“ sie benutzen wollte, mußte die sächsische Naturalisation erwerben. Das kostete damals viel Geld, denn gleichzeitig mußte man sich auch in einer Gemeinde einbürgern lassen. Zur Selbständigmachung und zur Naturalisation fehlten mir aber die Mittel. Die letztere erforderte mit dem Bürgerwerden in Leipzig ca. 150 Thaler, und was ich von Hause erwarten konnte, waren ca. 350 Thaler. Unerwarteterweise wurde ich zur Selbständigmachung ausnutzte sein Münzrecht gründlich aus und überschwemmte mit Papiergeld den Markt. Daneben erhielt ich aber auch öfter Coupons irgend eines industriellen Unternehmens, die noch nicht fällig waren, oder Dukaten, die der Manichäer derart beschnitten hatte, daß ich statt drei Thaler fünf Groschen, wie sie mir angerechnet wurden, beim Bankier, bei dem ich sie wechseln mußte, oft nur drei Thaler und weniger erhielt. Aehnlich ging es mit den Coupons. Ich war über diese Zahlungsweise wüthend, aber was wollte ich machen? Ich ballte die Faust in der Tasche und lieferte die nächste Woche wieder Waare und holte mir die gleiche Zahlung.

Meine öffentliche Thätigkeit brachte allmählich das Unternehmerthum gegen mich auf. Man weigerte sich, mir Aufträge zu geben. Das war der Boykott. Wäre es mir nicht gelungen, außerhalb Leipzigs in anderen Städten einen kleinen Kundenkreis auf meine Artikel (Thür- und Fenstergriffe aus Büffelhorn) zu erwerben, wäre ich Ende der sechziger Jahre zum Bankerott gezwungen worden. Schlimm erging es mir während der Kriegszeit 1870/71, in der an sich schon die Arbeit stockte. Als ich dann im Winter 1870/71 mit Liebknecht und Hepner in eine hundertzweitägige Untersuchungshaft genommen wurde, mußte mir meine Frau eines Tages die Mittheilung zugehen lassen, daß kein Stück Arbeit mehr verlangt werde, wohl aber mußten wöchentlich Schichte und Lohnung bezahlt werden. Das war eine empfindliche Situation. Doch sie meisterte sich leicht und gut. Mit dem Beginn der Produktionsstörung, der sich gegen Ende Juli 1874 schloß. Die Arbeitsgenossen hat inzwischen bei Haus, die Kosten waren hoch, man sie schwer machen. Als ich später im Februar 1872 mit Liebknecht meine Wohnung Reichsstraße 9 in Dobritzschau verlegt, bei der ich noch vom Monat Hellgrell, lebte, konnte ich das Geschäft mit einem Gesellen, zwei Gehilfen, zwei Lehrlingen ausdehnen. Leider gelingen wurde trotzdem nicht, gleich meine Frau richtig auf dem Posten war. Schlimm wurde es später, als 1874 mit dem Reich gleichzeitig mein Artikel durch Konkurrenzen der fabrikmäßigen Herstellung verfiel und ich zu Preisen, bei denen ich mit dem Handwerk unmöglich mehr konkurriren konnte. Ich hatte schon daran, das Geschäft aufzugeben und in eine Partei-Stellung zu treten, da rettete der Zufall. Doch ich in der Person eines Parteigenossen, des Kaufmanns Ferdinand Jakob in Berlin a. M., einen Mann fand, der neben den materiellen Mitteln die nöthigen kaufmännischen Kenntnisse besaß und für das auch die nöthigen technischen Kenntnisse in ausgezeichneter Weise sich aneignete. Im Herbst 1876 begann mir eine kleine Fabrik mit Dampfbetrieb, in der jetzt auch die Herstellung der betreffenden Artikel aus Bronze vorgenommen wurde, in denen wir bald einen guten Ruf erlangten. Anfangs hatten wir schwer zu kämpfen, denn noch wüthete die Krise. Meine Hauptthätigkeit wurde nunmehr, die Kunden aufzusuchen, durch die ich später, unter dem Sozialistengesetz, der Partei die größten Dienste leisten konnte. Nachdem ich dann 1881 auf Grund des sogenannten kleinen Belagerungszustandes aus Leipzig ausgewiesen worden war und diese Ausweisung von Jahr zu Jahr erneuert wurde, ich auch politisch unter Polizeiaufsicht mit den Polizeiorganen gemacht hatte, bin ich im Herbst 1884 der Stadt-Berlinerin und hat so die Leitung eines Reisenden für das Geschäft. Ich glaubte, es wäre von Nutz, wenn ich durch meine Anwesenheit mehr persönlichen Kontakt zwischen Kunden und Unternehmer herstellen, hier hat es die Sorge und die Geschäftsleitung zu tragen hatte. Nachdem wurde ich durch meine Anwesenheit Vertretung des Prinzips, dem unserer Sorge der Geschäfte immer mehr entfernt. Es lag ich 1889 auch die Leitung des Geschäftes ganz der Geschäftsführer, durch die ich in bequeme, gesicherte Verhältnisse zu meinem Freunde Heinrich Dietz in Stuttgart kam.

Ich habe weiter oben bemerkt, daß man sich oftmals ein ganz falsches Bild von meiner Persönlichkeit machte. Darüber amüsirte sich vor mein Alter und ich — und mißverstand. Jener entstand im Anfangen ganz der Verhältnisse, die man sich von mir machte. Ich war ein großer, starker Mann, der rothes Haar und einen rothen Bart hatte, der tief auf die Brust wallte. Da kam es vor, daß, wenn Jemand auf Kunden kam, um mich zu sprechen, mich aber nicht persönlich kannte, er sich an meinen Alterer wandte. Diese Verwechslung machte mir stets großen Vergnügen. Sehr oft kommte mich auch, als ich einst Tages auf einer Geschäftsreise in Tübingen war und ich mich in einer Weinwirthschaft von einigen Bekannten verabschiedete, daß hinter mir ein Tübinger Bürger im reinsten Schwäbisch verwundert äußerte: „Was? Das kleine Mo sicht d'r Bebel?“ Aehnliches erlebte ich öfter. Auch kam es in früheren Jahren nicht selten vor, daß auf der Eisenbahn Reisegefährten sich über mich unterhielten, ohne zu ahnen, daß ich mitten unter ihnen saß und still zuhörte. Es waren manchmal rechte Räubergeschichten, die ich anzuhören bekam.

Telephonie ohne Draht.

Von Karl Terwin.

Ueberwindung des Raumes — das ist das große Problem, an dem die Technik unserer Tage mit besonderer Inbrunst arbeitet. Vor Jahren ist es dem elektrischen Zug zum ersten Mal gelungen, Menschen mit der Geschwindigkeit von zweihundert Kilometer in der Stunde dahinzutragen. Diese Schnellfahrt blieb ein Versuch, der keine praktische Nachfolge fand. Heute sind die Aeroplane so fix und forsch geworden, daß ähnliche Reisegeschwindigkeiten in der Luft bald zum festen Besitz der Menschheit gehören werden.

Doch zweihundert Kilometer in der Stunde sind dort vorläufig die Grenze. Bedeutend kommt diese Schnelligkeit uns vor, wenn wir sie mit dem Tempo der alten Postkutsche vergleichen; jämmerlich klein aber muß sie erscheinen, wenn wir die Höchstgeschwindigkeit, mit welcher der Mensch seinen Körper befördern kann, vergleichen mit der außerordentlichen Rapidität des reisenden Gedankens. Dem Ausdruck unserer Gedanken können wir elektrische Flügel geben. Dann kann der Gedanke in einer einzigen Sekunde 300,000 Kilometer weit vordringen. Das ist wahrlich eine Ueberwindung des Raumes, eine Geschindigkeit, der gegenüber die Erde klein wird. Was sich in Worte umsetzen läßt, dafür giebt es keine Raumbeschränkung mehr. Nicht lange auch dürfte es mehr dauern, bis ebenso rasch Bildeindrücke sich in die Ferne übermitteln lassen. Der elektrische Fernseher ist auf dem Marsch. Es wird gewiß kein Jahrzehnt mehr dauern, bis auch dieser köstliche Besitz dem Kronjuwelenschatz der Menschheit einverleibt sein wird.

Telegraph, Telephon und Fernseher werden dann den Körpern, auch wenn diese selbst immer noch verhaftet an der Scholle kleben, eine fast vollkommene Ueberwindung des Raumes vortäuschen. Man wird, ohne wie die Burschen in Auerbachs Keller sinnverwirrt zu sein, glauben können, man sei „hier und dort“. Und das insbesondere, weil die elektrische Apparatur sich immer mehr vom schwerfälligen Gängelband des Drahts abzulösen beginnt. Bei der Telegraphie ist das schon etwas Selbstverständliches geworden. Die Telephonie ist jetzt der gleichen Vollkommenheit entgegengeführt. Der drahtlose Fernsprecher bedeutet eine besonders elegante Ueberwindung des Raumes.

In der berühmten Telefunkenstation zu Nauen, die schon so viele Wunderthaten im Reich des Aethers vollbracht hat, ist jetzt ein Apparat aufgestellt, mit dessen Hilfe es möglich wurde, nach Norddeich, Kiel, Metz, Dresden, Wien mit Hilfe von entsprechenden Empfangsapparaten zu sprechen, ohne daß eine Drahtverbindung zwischen den Sprechstellen bestand. Das ist, trotz aller erstaunlichen Dinge, die wir heutzutage dank der vortrefflichen Arbeit unserer Techniker unausgesetzt erleben, doch ein Wunder besonderer Art. Man denke: der Hauch des Mundes, der in einer Entfernung von wenigen Metern verweht, eine Erschütterung der Luft, schwach und bald erlahmt, sie wird getragen über Hunderte von Kilometer, über Gebirge und Seen, durch Wälder und durch Mauern hindurch. Geheimnisvolle Kräfte nehmen sich der schwachen Schwingungen an, stärken sie, machen sie dauernd und durchdringend und bringen sie so unverändert und ungeschwächt zum Fernort. Und dies letzte ist wörtlich zu verstehen. Denn es ist eine besondere Eigenthümlichkeit der drahtlosen Telephonie, daß durch sie schon heute, in ihren allerfrühesten Jugendtagen, die Töne und Laute ganz rein und volltönend übermittelt werden, nicht beeinträchtigt durch die vielen Nebengeräusche, die uns beim normalen Fernsprecher so oft verdrießen. Die Drähte, die durch den Erdboden laufen, sind störenden Influenzströmen fortwährend ausgesetzt. Im Aethermeer aber, durch das die drahtlosen Schwingungen hindurchgehen, giebt es — wenigstens vorläufig — keine Nebengeräusche und Störungen.

Das drahtlose Fernsprechen, dessen Möglichkeit dem Publikum erst in der letzten Zeit durch die großartigen Nauener Versuche bekannt geworden, ist doch eigentlich kein so junges Resultat mehr. Schon vor Jahren, in einer Zeit, als die Funkentelegraphie noch recht jung war, hat man parallele Versuche mit dem Fernsprecher gemacht. Das technische Mittel, dem man die Vollendung zu verdanken hat, ist jedoch kein anderes, als das, mit dem die Versuche begonnen wurden. Die drahtlose Uebermittelung von Tönen geschah zum ersten Mal mit Hilfe des leichtbeweglichen Lichtbogens der elektrischen Bogenlampe. Durch eine geeignete Anordnung gewann man aus den Kohlenenden der mit Gleichstrom brennenden Lampe einen rasch pulsirenden Wechselstrom, der imstande ist, Aethererschütterungen zu erzeugen, also einen hierfür passenden Empfangsapparat auf drahtlosem Wege zu beeinflussen.

Eine wirklich sichere und weitreichende drahtlose Uebermittelung von Tönen läßt sich jedoch mit Hilfe der Bogenlampe erreichen. Hierfür waren die von dieser ausgehenden tragenden Schwingungen nicht rasch und vor allem nicht gleichmäßig genug. Für die Klarheit der drahtlosen Tonübermittelung ist aber die vollkommene Gleichmäßigkeit der Grundwellenzüge hauptsächlichste Bedingung. Aus diesem Grunde war auch das Arbeiten mit Funkenstrecken, das der drahtlosen Telegraphie so glänzende Erfolge gebracht hat, hier unmöglich, da die von den Funken ausgehenden Wellen gedämpfte Wellen sind, das heißt solche, die in einer einzigen Sekunde viele tausend Mal abklingen, um nach einer Pause wieder zu einem Maximalwerth anzusteigen. Slaby hat einmal gesagt, die Funken arbeiten so unregelmäßig, daß sie einem Arbeiter vergleichbar sind, der eine Stunde lang Schwingungen erzeugt und sich dann zweihundert Tage lang von dieser anstrengenden Arbeit ausruht. Hiermit vermochte man nicht zu telephoniren. Jetzt aber ist es gelungen, vollkommen ungedämpfte, mit großer Gleichmäßigkeit verlaufende und sehr hoch frequentirte Wellenzüge hervorzubringen. Der erzeugende Apparat ist die Hochfrequenzmaschine. Mit deren Hilfe kann man in die Antenne, die Stahldrähte der drahtlosen Station, einen Wechselstrom senden, der 80,00 bis 160,000 Schwingungen in der Sekunde macht und sehr gleichmäßig verläuft. Diese sehr raschen Schwingungen liegen von dem Hörbereich des menschlichen Ohres noch viel weiter ab, als die von der Bogenlampe erzeugten Wellen. Die von ihnen mitgenommenen Tonrhythmen kommen sehr klar an, und die Durchdringungsfähigkeit ist außerordentlich groß, so daß schon heute tausend Kilometer leicht überwunden werden können.

Bei dem Gebeapparat in Nauen spricht man in dreißig Mikrophone zu gleicher Zeit hinein. In einem Nebenraum läuft die Hochfrequenzmaschine, die ununterbrochen gleichmäßige Wellen erzeugt und sie von der gewaltigen Antenne her in den Weltenraum hinausstrahlen läßt. Ueberall, wo ein geeignetes elektrisches Ohr vorhanden ist, hört man das, was im engen Nauener Stübchen gesprochen wurde. Der Mensch ist hier vollkommen Herrscher über den Raum. In Zukunft, wenn die drahtlose Telephonie weiter ausgebildet und allgemein zugänglich sein wird, kann man jederzeit von jedem Ort vom Meere und vom Innern Afrikas aus, seinen Freund anrufen. Stets kann man in Verbindung mit ihm bleiben, nichts kann die Kommunikation, die durch das freie Aethermeer hindurchgeht, unterbrechen. Und wenn der Freund eines Tages auf den Anruf nicht mehr antwortet, so kann man wissen, daß er dort hinüber gegangen ist, wo auch die elektrischen Wellen nicht hinzudringen vermögen.

— Südlich vom Aequator sind — der Einwohnerzahl nach — die drei größten Städte Buenos Ayres, Rio de Janeiro und Sydney.

Ein Sieg.

Novelle von Elaine.

Gedanken hing lag über den grauen, nackten Obstgärten auf Hellberga, und die Sperlinge rufen die Sonnenstrahlen, die hier Ernte, deren Hilfe und Bräche zu Arbeiten zu hohen Ehren, von einem Tand Blüthen, ihre Lust zu Gebet.

Weil ich erledigt hat Frau Margarethe Klaus in einem einfachen Kopftuch auf dem schattigen Rücken der Terrasse, ein Buch in der Hand, doch kaum Hätte, Frauen Arbeit zu folgen. Ihre Gedanken schweiften immer weiter ab. Wie viel Sorgen hatte angemeldet lieber Kummer doch dem Kaufmann bereitet, auch nicht ihrem Vater. Aber es nicht auch in den letzten Wochen viel schweigsamer und nachdenklicher als gewöhnlich? Ihre Mienen nahmen einen resignirten Ausdruck an, wie hatt, wenn sie an ihren Mann dachte und an ihre Ehe. Wie lebten sie und Klaus sich doch einmal zu erzählen hatten, und wie oft der Kummer mit einem für den anderen ein Geheimniß blieb. Wie war das eigentlich so gekommen? Sie wußte keine Antwort. In Jugend und Liebe hatten sie sich ein gefunden, und damals — gar lang erschienen ihr die wenigen Jahre, die dazwischen lagen — hatte sie nie resignirt ausgesehen. Ihre Augen haben gelachtet vor Hoffnung und erwartungsvollem Vertrauen in die Zukunft, die so strahlend vor ihnen lag, und rasch war ihnen das warme, junge Blut durch die Adern geströmt. Nun fühlte sie sich so alt, so unempfindlich für all das Leben ringsum, daß gewiß erst ein schwerer Unwetter kommen müßte, sollte es sie zu wecken vermögen.

Da wurde sie in ihren Träumereien gestört. Ein Brief: Hans Brand meldete sich als Gast. Er habe sich schwer an der Hand verletzt und müsse für den Rest des Manövers Urlaub nehmen, den er gern bei Vetter Klaus auf Helleberga zubringen würde.

Da gab es Arbeit, das Fremdenzimmer mußte hergerichtet werden.

Mit Vetter Hans' Anwesenheit begann für Margaretha eine neue Zeit. Es war ihr etwas so völlig Neues, beständig in interessanter, angenehmer Gesellschaft zu sein, daß ihr ihr Dasein völlig verändert erschien. Klaus war mitten in der Ernte-arbeit und dachte und sprach nichts anderes als vom Heu und Roggen. Margaretha allein fiel also die Aufgabe zu, Hans auf seinen Ausflügen zu begleiten, und sie that es gern. Sie erfreute sich an seinem schlichten, natürlich vornehmen Wesen, seinem schönen, männlichen Gesicht und seinem seltenen Lächeln, das den tiefbraunen Augen einen besonderen Ausdruck von Güte verlieh. Diese Augen ließen sie in der letzten Zeit kaum mehr los und begannen, ihr gefährlich zu werden. Aber noch ging sie ihren Weg, ohne die Gefahr zu erkennen, wie ein Kind, das am Rande eines Abgrundes spielt. Noch hatte kein Gedanke an Leidenschaft oder Sünde sie den Blick senken oder ihre Wangen erröthen lassen.

„Margaretha, willst Du meinen Koffer packen lassen? Ich muß in Geschäftsangelegenheiten auf einige Tage verreisen,“ sagte Klas eines Morgens beim Frühstück. „Heute haben wir Dienstag, am Freitag bin ich wieder hier, und einen Beschützer hast Du ja, wenn sich inzwischen etwas ereignen sollte,“ fügte er mit einem freundlichen Blick auf Hans hinzu. „Aber ich glaube, das Schlimmste, was Eure Ruhe stören kann, wird wohl ein Gewitter sein, und ich für meinen Theil hätte meine Freude an einem ordentlichen Unwetter. Die Luft bedarf der Reinigung, und der Regen ist uns ja so nöthig.“

„Hu, Klas, sprich doch nicht vom Gewitter.“ Margaretha schauderte.

„Kannst Du Dir denken, Hans, daß meine verständige kleine Frau sich vor dem Gewitter fürchtet? Findest Du das nicht lächerlich von einer Gutsbesitzersfrau?“

„Ich wüßte nicht, warum eine Gutsbesitzersfrau muthiger sein sollte als jede andere,“ erwiderte Margaretha ein wenig gekränkt. „Ich fürchte mich wirklich vor dem Gewitter; man fühlt sich dabei so winzig klein und so ohnmächtig, und in den dunkelsten Raum hinein wird man von diesem unheimlichen blauen Schein der Blitze verfolgt.“

„Nun, wenn es Nachts losgehn sollte, mede nur Hans, damit er Deinen Muth ein wenig stützt.“

„Ja, Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich für Margaretha sorgen werde,“ versicherte Hans, während jene eilig den Koffer besorgte.

Klas' geübter Blick hatte recht gesehen. Schon am Vormittag begannen drohend schwarze Wolken mit kupferfarbenen Rändern sich zu häufen, und die Luft war so dick und schwer, daß Margaretha kaum zu athmen vermochte. Doch der Abend fiel herein, ohne daß der Ausbruch kam, und als Margaretha sich vergewissert hatte, daß alle Fenster und Thüren geschlossen waren, wünschte sie Hans gute Nacht und ging in ihr Zimmer. Ohne sich zu entkleiden, setzte sie sich an's Fenster und blickte in den Garten hinaus, der im Dunkel der Sommernacht so friedlich dalag. Die Nächte beginnen schon länger zu werden, dachte sie, und ohne zu wissen, warum, schauderte sie vor dem zu erwartenden Herbst. Sie sollte doch an den Wechsel von Sommer und Herbst gewöhnt sein, und früher hatte diese Jahreszeit mit ihrem goldfarbenen Laub und ihrem stillen Welken sie niemals geschreckt. Doch sie war eben nicht mehr sie selbst, dachte sie bitter. Wehmuth und unruhevolle Freude erfaßten sie abwechselnd, wie seit langem nicht, seit ihrer schönen Jugend, ihrem Liebesfrühling nicht.

„Liebesfrühling!“ Was mochte der Gedanke an jene, so lang vergangene Zeit in ihr aufrühren, daß ihr plötzlich eine tiefe Röthe in's Gesicht trieb und sie zwang, die Augen scheu zu schließen, als ob sie vor einer plötzlichen Erkenntniß erbebe? „Gott, ist es so weit mit mir gekommen?“ stöhnte sie und ließ ihr glühendes Gesicht in die kühlen Hände, die sie auf das Fensterbrett stützte. Da durchdrang gerade bei jener Blitz im Nordwesten, ein donnernder Knall folgte und noch ein zitternder gewaltiger Donner. Aber aufblickend sah sie hinaus, auf denen sie, die Kastanien stand, die Blätter, lautlos gebläut, einer Wand.

„Meine Margaretha, mein Liebling!“ Hans Klas, der fünfundzwanzigjährige Mann, lag auf den Knieen vor ihr, wie er's einmal in der glühendsten Zeit des Brautstandes gethan hatte. „Es ist nicht verwunderlich, daß meine kleine Frau sich leicht nicht mehr gekannt hat in der letzten Zeit, aber mit morgen den heute ab ein neues Leben beginnen. Alles, was Du mir von unserer Ehe sagtest, war mir nicht so fremd, wie Du mehl glaubtest, wenigstens ich zweifelt nur eine dunkle Empfindung haben hatte, daß zwischen uns nicht alles war, wie es sein sollte. Doch der Gedanke, daß Du mehl gar weiter und weiter einfachen Lebens hier müde sein könntest, verletzte meinen Stolz und ließ mich gar manchmal die Lippen aufeinander pressen, wenn sie im Begriffe waren, Dir Liebeswerte und -küsse zu geben. Kannst Du mir verzeihen, Geliebte? Eigentlich sollte ich auf Hans eifersüchtig sein, der meine kleine Frau den ganzen Sommer so mit Beschlag belegt hat und ihr beinahe gefährlich geworden wäre. Doch nein, ich segne ihn statt dessen; wäre er und das Unwetter nicht gewesen, so hätte ich Dich jetzt vielleicht nicht hier, mein Liebling.“

Seit diesem Tage war für Margaretha Klas' Arbeitszimmer mit den steifen Möbeln und landwirthschaftlichen Büchern und Karten das schönste im ganzen Haus, und so oft ihre zierliche Gestalt im Thürrahmen erschien, sah Klas so strahlend vergnügt aus, als gehöre es zu seinen größten Lebensfreuden, bei seiner Arbeit gestört zu werden. Und Margaretha blickte nicht mehr resignirt drein, wenn sie an ihren Mann und ihre Ehe dachte.

Am Sonnabend reiste Hans ab. Er wollte noch andere Verwandte besuchen. Es schien beinahe, als schmerzte es ihn, zu sehen, daß wiedergewonnenes Liebesglück aus Klas' und Margaretha's Augen zu strahlen begann, und er war bleich, als er ihnen Lebewohl sagte.

„Du bist eine vortreffliche Frau, Margaretha, Gott segne Dich, und Dank für den schönen Sommer.“

Der Wagen rollte fort von Helleberga, Hans wandte sich nicht ein einziges Mal um, obgleich er wußte, daß sie auf der Treppe standen, um ihm einen letzten Gruß nachzuwinken.

Aber Margaretha hörte nicht das Donnern, ich nicht den Blitz. In ihrer Brust tobten heftige Stürme, und sie fühlte, daß heute Wochen für sie bedeuten. Klas hat sie ihr Leben an sich gerissen: die erste Zeit der jungen Liebe, da sie Glückseligkeit bei Geliebten Ehrens nach seiner Schulter auf ihr Kopfkissen und dann jene stille Verdämmerung, wenn Daten ohne Wirk und ohne Arbeit, ganz erfüllt von der Sorge für Haus und Heim. Welche Schuld war das? Was hat ihre Mutter?

Und je mehr sie darüber nachdachte, desto klarer wurde es ihr, daß auch Klas sich betrogen fühlen mußte in dem, was sie ihm als Frau gab. Man war der andere gekommen und hatte ihn all das gebracht, was sie so schmerzlich bei ihrem Manne entbehrte; es war so erfrischend und belebend gewesen, seine Gegenwart zu genießen, jeder Tag war ihr eine kostbare Perle geworden, die sie wie ein theures Kleinod in der Schatzkammer ihrer Erinnerung barg. Das alles war ihr bisher völlig unbewußt geblieben, und nun schien dieser erste unheimliche Blitz alles in ihrer Seele Verborgene plötzlich grell beleuchtet zu haben, daß sie mit Schrecken den Weg erkannte, den sie bis heute so sicher und lächelnd gegangen war.

War das Liebe, die Liebe, welche Grausen und Seligkeit erweckt, was sich da wie ein Dieb in ihr unbewachtes Herz geschlichen hatte? Sie saß lange unbeweglich da, ein unterdrücktes Schluchzen entrang sich ihrer schmerz- und schamerfüllten Seele und unterbrach das regelose Schweigen im Raum, während draußen das Unwetter gewaltsam tobte.

Doch plötzlich schien sie zur Klarheit gekommen zu sein; sie erhob den Kopf, ein tiefer Ernst lag über ihrem schönen Gesicht, und nicht vergossene Thränen, Zeugen ihres inneren Kampfes, verschleierten den klaren Blick ihrer Augen. Margaretha war in dieser Nacht zur Frau gereift.

Sie saß da und starrte vor sich hin. Schließlich erhob sie sich und erfrischte ihre schmerzenden Augen und heißen Wangen in kaltem Wasser. Da hörte sie ein Klopfen an ihrer Thür. Als sie öffnete, stand Hans vor ihr und fragte sie unruhig, ob sie sich auch nicht ängstige. Sie hatte noch nicht geantwortet, als ein blendender Blitz das Zimmer in Tageshelle tauchte und Hans erstaunt ihr veränderes Aussehen erkannte. Das war eine andere Margaretha, die da vor ihm stand.

„Hast Du Furcht gehabt? Warum bist Du nicht zu mir gekommen?“ Seine Stimme bebte in zärtlicher Liebe, und seine Blicke schienen ihr sagen zu wollen, wie sehnlich er wünschte, sie in seinen schützenden Armen vor allen Gefahren zu behüten.

Margaretha drückte ihre Hände heftig gegen das Herz, es schlug so laut, daß sie meinte, er müsse es hören.

„Ich habe mich geängstigt,“ sagte sie langsam, „doch nun bin ich ganz ruhig, und ich glaube, dieses Unwetter ist eine Wohlthat für mich gewesen,“ fügte sie mit mildem Lächeln hinzu, „es hat die Luft gereinigt.“

Hans sah sie verwundert an, vielleicht ahnte er den Doppelsinn ihrer Worte.

„Es war zu viel für Dich, Margaretha. Komm, laß uns hinuntergehen und eine Tasse Kaffee trinken. Das stärkt die Nerven, behauptet man,“ sprach er mit einem schwachen Versuch, zu scherzen.

Klas kam am Freitag heim, wie er versprochen hatte. Inzwischen hatte Margaretha manche Stunde bangen Zagens durchgekämpft, bis sie sich darüber klar ward, daß sie mit ihm reden mußte. Sie wußte, daß es einen Entscheidungskampf um ihr Glück galt, aber es mußte rein und klar werden zwischen ihr und ihrem Gatten, und sie hatte Forderungen an ihn, auf die sie nicht verzichten konnte.

Bleich, doch ruhig betrat sie sein Arbeitszimmer, wo sie ihn in Rechnungen und Preisbestimmungen vertieft fand. Mit einem erstaunten Blick sah er zu ihr auf. Sie pflegte so selten hierher zu kommen.

„Gebrauchst Du Zuschuß zur Haushalts- oder Toilettenkasse?“ fragte er freundlich. „Aber, Du siehst ja so blaß aus, Margaretha.“

„Klas, Du mußt mir zuhören, ich habe Dir viel zu sagen, was gesagt werden muß, wenn ich nicht unglücklich werden soll — und Du auch.“ Sie setzte sich in die Sophaecke hinter seinem Stuhl und begann mit niedergeschlagenen Augen alles zu beichten, was sie in der Unwetternacht gefühlt und gedacht hatte. Auch ihre Gefühle für Hans gestand sie ihm so klar, wie sie selbst sie empfand.

„Und das will ich Dir nun sagen, Klas,“ schloß sie ihr Bekenntniß, „in jener Nacht erkannte ich auch, wie fest ich mit Dir verwachsen bin durch diese Jahre, und wie schwer es mir würde, mich von Dir zu trennen; aber das Leben, wie wir es nun, ach, schon so lange führen, würde mich schließlich tödten. Ich ward ein anderer Mensch in jener Nacht. Kannst Du mir sein, was Du mir einst warst, Klas, kannst Du mir mehr von Deinem Selbst geben und mich Dir geben lassen, kannst Du mich in Wahrheit Dein Weib sein lassen, das nicht ein halbes Leben in Gleichgültigkeit und Stumpfsinn neben Dir lebt — dann, ja dann vermöchten alle Herrlichkeiten der Welt nicht, auch nur einen meiner Gedanken Dir zu rauben. Aber ich fühle, daß ich nur ein schwaches Weib bin, ich bin versucht worden, und ich weiß nicht, ob ich von Dir Dich lassen würde, ob jene andere Stimme in mir, daß sie Versuchung es nicht stärker gestiegen ist. — Du mußt mich verstehen, Klas. Du mußt mich verstehen.“ Doch sie hinzufügte und, als sie schließlich verstummte, ihre Stirne Kummer zerrunzelt.

Doch er hob sie nur an, mit Blicken, die sie an unter sei ihm gelesen hatte. Ein Glück in weit. Wie hatte sie sich nur fürchten können, mit ihm zu reden? Klaus als Vertrauter und Freund hatte sie ihrem eigenen Mann. Es waren die glücklichsten Tage seit ihrer Ehe, die sie jetzt von's Herz, Wolf und Gebet kamen plötzlich aus ihr wie ein Frühling der Jugend Sonnen.

Von falschen Perlen.

Von allen Fälschungen dürfte die Perlenfälschung die älteste Geschichte haben. Ihre Anfänge gehen bereits in's vorchristliche China zurück. Jedenfalls ist es aber erwiesen, daß schon um 500 nach Christus herum die Venetianer die Perlenfälschung im großen Style betrieben. Man benöthigte dazu eines Fisches, der gemeinhin Silberfisch genannt wurde; dieser Fisch wurde abgeschuppt und seine Schuppen zu den Fälschungen verwendet, die bald einen dermaßen hohen Grad von Geschicklichkeit aufwiesen, daß die Behörden von Venedig, um dem anbauernden betrügerischen Handel die Spitze zu bieten, den Handel mit gefälschten Perlen kurzer Hand verboten. Trotzdem wurde natürlich die Paste aus den Schuppen des Silberfisches fleißig weiter verwendet; man hieß sie allgemein „orientalische Essenz“; mit besagter orientalischer Essenz wurden kleine Gipskugeln bestrichen, und diese sahen dann den echten Perlen täuschend ähnlich.

Im Jahre 1680 kam dann ein Pariser, Namens Jacquin, von Hause aus ein Fabrikant von Rosenkränzen, auf den Gedanken, mit der „orientalischen Essenz“ einmal statt Gipskugeln kleine Glaskugeln, sogenannte Schuffer, zu bestreichen; aus dieser Produktion entstanden dann die ersten „Similiperlen“, an deren Herstellung noch heute allenthalben, besonders in Frankreich und den Niederlanden, gearbeitet wird. Heute beschäftigt die Simili-Perlen-Industrie allein in Paris Tausende von Arbeitern; der Werth der jährlichen Ausfuhr an falschen Perlen geht in die Millionen. An den Küsten Frankreichs, weniger an der deutschen Nordseeküste, wird der Fang nach dem „Silberfisch“ mit außerordentlicher Lebhaftigkeit betrieben. Allerdings gehören 4000 solcher Fische dazu, um erst ein halbes Kilogramm Schuppen zu erhalten, und von diesem Pfund Schuppen kann man erst ein viertel Pfund „orientalischer Essenz“ herausdestilliren. Der Fischfang nährt übrigens seinen Mann recht schlecht; denn für das Kilogramm Schuppen, also für etwa 8000 Fische, giebt's erst etwa $5; und daß man von heute auf morgen nicht achttausend dieser Fischchen zusammenfängt, dürfte klar sein. — Im Uebrigen ist aber heutzutage die Technik in der Herstellung der falschen Perlen so weit vorgeschritten, daß es ungelogen ist, wenn die Händler in marktschreierischen Tönen behaupten, daß ihre Produkte die echten Perlen oft an Schönheit weit übertreffen; nur in einer Hinsicht ist die echte Perle ihrer Similikollegin weit überlegen: sie zerbricht nicht; und bei der Similiperle, wenigstens bei den schlechteren Fabrikaten, kommt dies sehr oft vor; die echte Perle ist jedenfalls bedeutend härter.

Die Tollwuth behandelt eine soeben erschienene Schrift des Thierarztes Dr. R. Kantorowicz. Der Verfasser bezeichnet die Tollwuth als eine der ältesten Thierkrankheiten, die schon im vierten Jahrhundert vor Christi Geburt von Aristoteles erwähnt wurde. Er beschreibt dann in sehr anschaulicher Art die beiden Arten der Tollwuth, die rasende und die stille Wuth und ihre Uebertragung auf die